

Irene Filip

Marie Langer: Feministin, Psychoanalytikerin und Marxistin

Dieser Beitrag wurde veröffentlicht in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, Nr. 4/2017 (Dezember), S. 13 ff.

Marie Langer wurde am 31. August 1910 in Wien als Marie Lisbeth Glas in einer großbürgerlichen jüdischen Familie geboren. Sie besuchte das 1911 von Eugenie Schwarzwald gegründete Mädchenrealgymnasium, wo sie maturierte. Ein anschließendes Medizinstudium schloss sie im März 1935 als Anästhesistin ab. Gleichzeitig machte sie eine Ausbildung zur Psychoanalytikerin.

Im Zuge ihres Medizinstudiums verbrachte sie das Sommersemester 1932 in Deutschland, wo sie mit kommunistischen Kreisen in Kontakt kam. Nach ihrer Rückkehr nach Wien trat sie im Oktober 1932 in die KPÖ ein und übernahm Aufgaben der Agitation und Propaganda in ihrer Parteizelle im 9. Bezirk und wurde schließlich vom „Parteiapparat“ angefordert. Während sich ihre Eltern in der Tschechoslowakei aufhielten, wo der Vater eine Textilfabrik besaß, stellte sie die Wohnung des in Familienbesitz befindlichen sogenannten „Palais Hauser“ in der Heinestraße im 2. Bezirk für illegale Parteizusammenkünfte zur Verfügung. „Meine Wohnung wurde erst für einen Abziehapparat und dann als Sitzungswohnung benützt. Illegale Genossen, z. B. auch Johann Kopleng, haben öfters in meiner Wohnung einige Wochen geschlafen.“¹

In ihren 1986 veröffentlichten Lebenserinnerungen² schreibt Langer über diese Zeit:

„Aber der Austrofaschismus hatte sich fest etabliert und war nicht mehr zu bremsen. [...] Die Führungsleute der Kommunistischen Partei wurden von der Polizei so systematisch verfolgt, daß das Zentralkomitee schließ-

1 RGASPI (Moskau) 495/187/2102, Lebenslauf, 10. 12. 1937. Der Lebenslauf ist mit Dr. Marie Wilhelm-Manowil gezeichnet, dem Namen ihres ersten (Wilhelm) und zweiten Ehemanns, des Rechtsanwalts Dr. Josef Herbert Manowil, der ebenfalls österreichischer Freiwilliger in den Internationalen Brigaden war und am 1. April 1937 gefallen ist.

2 Marie Langer, *Von Wien bis Managua. Wege einer Psychoanalytikerin*, Freiburg i. Br.: Kore, Verlag Traute Hensch 1986. Alle in diesem Text zitierten Passagen sind – so nicht anders angegeben – diesem Band entnommen.

lich nach Prag verlegt werden mußte. Ich selbst hatte den Generalsekretär Kopenig sicher in die Tschechoslowakei zu bringen. [...] Mit Hilfe eines Cousins³, der einen eleganten Wagen mit Chauffeur hatte, ist uns nichts passiert. Die Grenzpolizei haben wir getäuscht, indem mein Cousin und ich ein Liebespaar spielten, das einen alten kranken Mann begleiten mußte. Kopenig, mit einer Decke fast ganz zugedeckt, kam über die Grenze ohne auszusteigen. Bei der Paßkontrolle hielt uns der Chauffeur höflichst die Wagentür auf, und nur wir, das junge Paar, stiegen aus. So kamen wir durch.

Ein paar Monate später habe ich – auf ähnliche Weise, aber diesmal im Zug und mit falschem Paß – Friedl Fürnberg, den zweiten Mann der österreichischen Partei, nach Prag gebracht.“

Nach einer größeren Parteisitzung war ihre Wohnung zu sehr belastet, so dass sie für einige Zeit ihre Parteiaktivitäten einstellen musste. „Dann arbeitete ich weiter im Apparat, vermittelte Wohnungen, kassierte Parteisteuern ein etc. Im Frühjahr 1935 musste ich wieder aus der Arbeit ausscheiden, da eine Reihe von Genossen, mit denen ich zusammengearbeitet hatte, hochgegangen war und man sie in Verhören nach mir gefragt hatte.“⁴

KPÖ und Psychoanalyse

In diesen Jahren begann Marie Langer auch eine psychoanalytische Ausbildung.

„Mit der Psychoanalyse und der Partei gleichzeitig zu leben, war nicht immer einfach. Manchmal schaute ich während einer Versammlung auf die Uhr, stand auf und entschuldigte mein plötzliches Weggehen mit einer angeblich unumgänglichen Verabredung oder einer Stunde usw.; die Genossen dachten, ich würde Stunden geben, um etwas Geld zu verdienen. Es wäre mir peinlich gewesen einzugestehen, wieviel ich für meine Analyse zahlte. [...] Einige Monate nach dem Februar 1934 geschah etwas, was eine Weiterführung meiner psychoanalytischen Ausbildung sehr erschwe-

3 Gemeint ist Kurt Heinz Lichtenstern, dessen Vater Besitzer der Steingut- und Porzellanfabrik in Wilhelmsburg war. In der Emigration in den USA nahm er den Namen Conrad H. Lester an.

4 RGASPI 495/187/2102, Lebenslauf, 10. 12. 1937.

ren sollte. In Berlin hatte die Gestapo Edith Jacobson festgenommen, nachdem sie einem ihrer Patienten gefolgt war. Um die Psychoanalyse und ihre Patienten zu schützen, beschloß der Stab um den ‚Herrn Professor‘, wie alle Freud nannten, daß kein Analytiker sich in einer verbotenen Partei betätigen und schon gar nicht deren Mitglieder als Patienten behandeln durfte. [...] Bald darauf hielt [der Psychoanalytiker] Richard Sterba meine Analyse für beendet. [...] Mir tat dieses Ende nicht gut, aber ich wollte – in dieser weltpolitisch so brisanten Situation – auch nicht länger nur meinen eigenen Nabel betrachten, so habe ich damals gekränkt die Psychoanalyse definiert.“

Danach begann Marie – oder Mimi, wie sie von ihren Freunden genannt wurde – im Sozialistischen Ärztebund, einer Einheitsfrontorganisation, mitzuarbeiten. Bei einer Sitzung der Friedenssektion des Ärztebundes wurde sie mit ihrem späteren Ehemann, dem Arzt Max Langer, im Frühjahr 1936 festgenommen, nach zwei Tagen im Polizeigefängnis aber wieder freigelassen, weil man ihr nichts nachweisen konnte. Im Sommer 1936 begann sie, überparteiliche Frauenarbeit zu machen.⁵

„Einige Monate, nachdem in Spanien der Bürgerkrieg ausgebrochen war, organisierte die englische Labour Party ein Team mit Ärzten und Krankenschwestern. Weil sie nicht genügend Chirurgen hatten, wandten sie sich an die österreichischen Sozialdemokraten. Da entschloß sich mein Freund Max, der Chirurg war, nach Spanien zu gehen, und schlug mir vor, mitzukommen. Ich ging zur Partei und sprach über die Schwierigkeiten weiter für sie zu arbeiten, da ich jetzt polizeibekannt war. ‚Der Faschismus muß in Spanien bekämpft werden‘: mit dieser Begründung gaben sie mir ihre Einwilligung.“

Schwieriger Abschied von Wien

Über ihre Motivation, nach Spanien zu gehen, schreibt Marie Langer:

„Meine spätere Abreise nach Spanien könnte wie ein heroischer Akt aussehen. In Wirklichkeit hat sie mir das Leben gerettet und mir erspart, bald darauf fliehen zu müssen. So konnte ich meine Heimat freiwillig verlas-

⁵ Ebenda.

sen. – Ein Grundsatz unserer Lehrerin Aline Furtmüller fällt mir ein: ‚Es gibt Leute, die nichts mit Politik zu tun haben wollen, weil die Politik schmutzig sei. Aber wenn Du nicht aktiv an der Politik teilnimmst, machen sie Politik mit dir.‘ [...] Dank der Erfahrungen mit Fritz [d.i. Fritz Jensen], dem Gynäkologen, konnte ich als Anästhesistin gehen. Meine Freunde und Bekannten durften von meiner Abfahrt nichts wissen, aber ich konnte mich von meiner Familie verabschieden. Weil mein Vater zu dieser Zeit nicht in Wien war, sprach ich nur mit meiner Mutter und Onkel Emil. Meine Mutter hat mir rundum jegliche Zustimmung verweigert. Aber ich ließ nicht locker, weil ich mich nicht ohne ihr Einverständnis von ihr trennen wollte. Schließlich gab sie nach, fügte jedoch hinzu: ‚Du mußt eines wissen: wir werden dir dein Geld nicht nach Spanien schicken!‘ – Ich lachte und war zugleich traurig, weil mir in diesem Moment klar wurde, daß es zwischen uns schon lange keine Verständigungsmöglichkeiten mehr gab: in Spanien würde ich kein Geld brauchen, und sie würde es auch niemals schicken können. – ‚Ich habe es immer deinem Bruder gesagt‘, wandte sie sich an meinen Onkel, ‚das Mädchen hätte nicht studieren sollen. Das sind die Konsequenzen, wenn eine Frau studiert.‘“

„In diesen Tagen, noch in Wien, kamen Angst und Zweifel in mir auf. Ich verabredete mich mit Fritz, um ihm von meiner bevorstehenden Abreise zu erzählen. Fritz fand diesen Plan großartig. ‚Nein, beglückwünsche mich nicht‘, sagte ich, ‚eigentlich wollte ich dich fragen, was ich machen soll. Ich habe Angst, viel Angst. Ich habe Angst zu sterben, und außerdem meine Mutter ... Die Chancen sind groß, in einem Krieg zu sterben, und diesen Schmerz würde sie nicht ertragen.‘ ‚Du hast doch keinen Grund, Angst zu haben‘, meinte Fritz, überrascht über meine Zaghaftigkeit. ‚Denk doch, daß du als Ärztin und nicht mit einem Gewehr in diesen Krieg gehst. Du wirst das Leben von vielen Kameraden retten können, und diese Kameraden haben auch eine Mutter. Falls du doch sterben solltest, wird eine Mutter vielleicht verzweifelt sein – aber sind die Mütter der anderen, denen du geholfen hast, nicht genauso viel wert wie deine? Also die Trauer einer Mutter gegen die Freude vieler Mütter, die ihre Söhne behalten konnten. Die Bilanz bleibe immer positiv.‘ Ich bedankte mich bei ihm und ging erleichtert weg. Damals habe ich noch so denken können wie Fritz, ich konnte mein persönliches Schicksal mit einem gewissen Abstand betrachten. Später dann, schon in Argentinien, habe ich als Mutter diese Fähigkeit, das Allgemeine, die Sache über das Individuelle zu stellen, verloren.“

Als Ärztin in spanischen Frontspitälern

„Aufgeregt führen wir in Lastwagen bis zur Front von Madrid – ein langer Weg. [...] Als wir schließlich unseren Zielort, Colmenar, erreicht hatten, wurden wir in der Dorfschule, die in ein provisorisches Krankenhaus umgewandelt worden war, untergebracht. [...] Bald arbeitete ich nicht mehr als Anästhesistin. Max und Walter [d. i. Walter Fischer] hatten den Chauffeuren der Ambulanz beigebracht, Narkosen und Antitetanuspritzen zu geben (es war unser Stolz, keinen einzigen Tetanusfall gehabt zu haben). Ich lernte, Wunden zu nähen, Brüche zu gipsen und Splitter herauszuholen. Die verfluchten Schrapnelle komplizierten alles – besonders die offenen Brüche, die unerbittlich mit bakteriellen Infizierungen und Knochenabszessen endeten; oft mußte man – da es weder Sulfonamide noch Antibiotika gab – amputieren. [...] Als immer mehr Schwerverletzte nach Colmenar gebracht wurden, war es meine Funktion, Max bei den Bauchoperationen zu assistieren.“

„Der Tag begann wie jeder andere. Zwei, drei Verwundete kamen an, und wir behandelten sie. ‚Ich bringe dir einen österreichischen Genossen‘, sagte auf Deutsch der Krankenträger zu mir. Auf der Bahre erkannte ich Robert, den Jungen, den ich wegen Max verlassen hatte. Da war er: abgezehrt, bärtig, fast nicht mehr in der Lage zu sprechen. Max bückte sich, um ihn zu untersuchen. ‚Zum Glück ist es nicht der Unterleib. Eine Kugel ist durch seinen Brustkorb gegangen; wenn sie den mittleren Teil der Brusthöhle nicht berührt hat, ist es nicht schlimm. Wir werden uns danach sofort um ihn kümmern, aber – es tut mir leid – du mußt jetzt mit mir operieren, der Patient ist schon anästhesiert, und es ist der Unterleib.‘ – ‚Aber jetzt können wir ihn doch nicht so liegen lassen?‘ – ‚Natürlich nicht, laß ihn in unser Bett bringen, da liegt er besser als auf der Bahre.‘ [...] Wir operierten. Meine Hände funktionierten automatisch, aber ich dachte an anderes. ‚Onkel Paul hatte im Krieg einen Lungenschuß und ist wieder gesund geworden. Es ist nicht schlimm.‘ Aber meine Angst wuchs, und plötzlich habe ich mich beim Beten ertappt, das erste Mal seit langem und zum bislang letzten Mal: ‚Mein Gott, laß es nicht zu. Mach, daß Robert nicht stirbt. Er ist der einzige Sohn, der einzige, den seine Mutter hat.‘ Jemand öffnete die Tür unseres improvisierten Operationssaales. Es war der Genosse, der ihn gebracht hatte; er sah merkwürdig aus und machte mir ein Zeichen. [...] Max ließ mich gehen. Als ich ins Schlafzimmer kam, war Robert in unserem Bett versunken, das Gesicht zur Wand gedreht. Ich rief seinen Namen, er antwortete

nicht, ich legte meine Hand sanft an seine Wange, um sein Gesicht zu mir zu drehen. Noch heute spüre ich in meiner Hand diese leichte unerbittliche Resistenz, die ein toter Körper jeder Berührung entgegensetzt. [...] Ich hatte keine Zeit zum Weinen, es kamen immer mehr Verwundete an. Wir haben ununterbrochen gearbeitet – die ganze Nacht und den folgenden Tag. In der Nacht darauf kamen franquistische Flugzeuge, um das Dorf und das Krankenhaus zu bombardieren; beim Alarm ‚Alle auf den Boden, schützt euch an den Wänden‘ war das einzige, was ich gewünscht habe, daß eine Bombe mit allem Schluß machen würde. Aber die Internationalen Brigaden hatten Madrid gerettet.“

Emigration nach Lateinamerika

Danach waren Marie und Max Langer im Spital der Internationalen Brigaden in Murcia tätig, wo Max die orthopädische Abteilung leitete. Da es in Spanien an geeigneten Prothesen mangelte, wurden sie nach Frankreich geschickt, um welche zu besorgen. Inzwischen war Österreich von Hitler-Deutschland besetzt worden, weshalb Marie und Max Langer nicht mehr nach Spanien zurückkehrten. Es gelang ihnen, über die Tschechoslowakei nach Uruguay zu emigrieren und sich schließlich in Argentinien niederzulassen.

Marie Langer war 1942 die einzige Frau bei Gründung der *Argentinischen Psychoanalytischen Vereinigung* und wurde 1959 zu deren Präsidentin gewählt. Sie war Universitätsprofessorin für Medizinische Psychologie in Buenos Aires und als Lehranalytikerin tätig. Vehement trat sie für eine Verbindung von Psychoanalyse und sozialer Revolution ein. Die Forderung nach politischem Engagement gegen die soziale Ungerechtigkeit, die sie auf dem 1969 in Rom stattgefundenen Internationalen Kongress der Psychoanalytiker erhob, führten letztendlich zum Bruch mit der traditionellen *Psychoanalytischen Vereinigung*. 1989, mehrere Jahre nach ihrem Tod, veröffentlichte Texte haben die Verbindung ihrer drei Lebensgrundsätze zum Inhalt: Frau, Psychoanalyse und Marxismus.⁶

Als 1974 Langers Name auf der Liste der argentinischen Todesschwadronen aufschien, musste sie neuerlich emigrieren, und zwar nach Mexiko, von wo aus sie in Nicaragua Einrichtungen der *Salud Mental* aufbaute und betreute.

6 Juan C. Volnovich, Silvia Werthein (Hrsg.), Marie Langer: mujer, psicoanálisis y marxismo, Buenos Aires: Editorial Contrapunto 1989.

1986 organisierte sie in Havanna einen Kongress zum Thema *Marxismus und Psychoanalyse*. Marie Langer starb am 22. Dezember 1987 in Buenos Aires.

Zeit ihres Lebens der internationalen Solidarität verpflichtet, schließt Langer ihre Lebenserinnerungen mit folgenden Worten ab:

„Schau, es ist gar nicht schön, alt zu werden. Aber es ist unvermeidlich. [...] Es ist nicht schön, den körperlichen Verfall zu sehen. Man kann nicht sehr gut vorausrechnen. Ich weigere mich auch sehr, in das zu verfallen, was sonst alte Leute tun, nämlich nur in der Vergangenheit zu leben. [...] Ich fahre jetzt jeden Monat einmal nach Nicaragua, um dort beim Aufbau eines sozialpsychiatrischen Netzes zu helfen. In Nicaragua bin ich absolut zeitlos. Und es ist so, als hätten wir den Spanischen Krieg nicht verloren, und ich wär in Spanien im Wiederaufbau. Irgendwie kann ich da meine Jugend wiederfinden. Irgendwie schnappt dann etwas ein, sogar körperlich. Da hat ein Genosse von mir ein Foto gemacht in Nicaragua. Ich hab nicht einmal gewußt, daß er mich fotografiert. Ich hab' einen Strohhut auf, als wir bei der Landverteilung sind, wegen der Sonne. Ich steh' zufällig unter einem Plakat von Sandino. Ich schau da so triumphal und jung aus auf dem Bild [...]. Wenn du was findest, was dir dafürsteht, dann geht das Alter weg. Und dann – das ist ja die Geschichte mit der Politik, die früher die Religion war – du mußt etwas finden, was weitergeht. Aber es muß weitergehen ...“

Literaturtipps

Raimund Bahr, Marie Langer. 31. 8. 1910 Wien – Buenos Aires 22. 12. 1987, St. Wolfgang: Edition Art & Science 2004.

Raimund Bahr (Hrsg.), Leben im Widerspruch. Marie Langer. Texte. Briefe. Begegnungen. St. Wolfgang: Edition Art & Science 2007 (Materialien, Bd. 2).